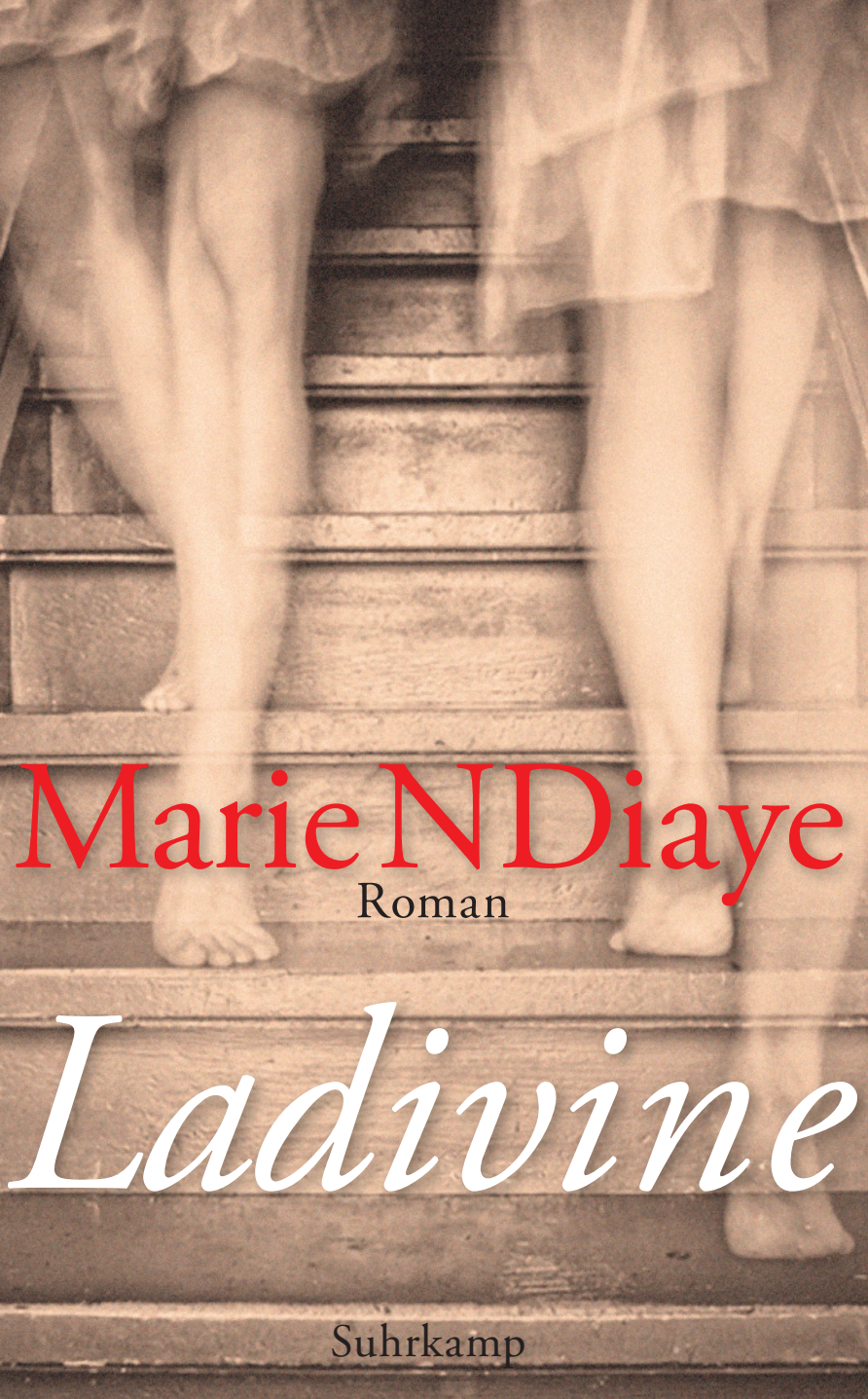




Marie NDiaye

Roman

Ladivine

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4642

Einmal im Monat besucht Malinka ihre Mutter Ladivine Syl-la in Bordeaux. Von Malinkas Existenz mit Mann und Kind, ihrem wohlgeordneten, bürgerlichen Leben ahnt die Mutter nichts. Ebenso wenig weiß Malinkas Familie von den Besuchen in Bordeaux, denn sie schämt sich der afrikanischen Herkunft von Ladivine. Und doch hängt sie an ihr mit zärtlicher, verzweifelter Liebe. Die Güte und Freundlichkeit, die Malinka gegen jedermann zeigt, verbergen nur ihre Schuldgefühle vor sich selbst – und setzen gerade dadurch fatale Ereignisse in Gang.

Marie NDiaye, 1967 in Pithiviers bei Orléans geboren, veröffentlichte mit 17 ihren ersten Roman; weitere Romane und Theaterstücke folgten. Für *Drei starke Frauen* erhielt sie den Prix Goncourt, 2015 wurde sie mit dem Nelly-Sachs-Preis ausgezeichnet. Die Autorin lebt seit 2007 in Berlin.

Zuletzt sind im suhrkamp taschenbuch von ihr erschienen: *Ein Tag zu lang* (st 4493), *Selbstporträt in Grün* (st 4366) sowie *Drei starke Frauen* (st 4258).

Marie NDiaye

Ladivine

Roman

Aus dem Französischen von
Claudia Kalscheuer

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
Ladivine
bei Éditions Gallimard, Paris.

Erste Auflage 2015
suhrkamp taschenbuch 4642
© Suhrkamp Verlag Berlin 2014
© Éditions Gallimard, Paris, 2013
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagfoto: Magdalena Goutoranova, Sundern
Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46642-1

Marie NDiaye
Ladivine

Sie wurde wieder zu Malinka, kaum hatte sie den Zug bestiegen, und das war für sie weder erfreulich noch unangenehm, denn es fiel ihr schon lange nicht mehr auf.

Aber sie wußte es, weil es ihr dann nicht mehr gelang, spontan auf den Vornamen Clarisse zu reagieren, wenn selten einmal jemand, der sie kannte, den gleichen Zug nahm und sie mit ihrem Vornamen Clarisse ansprach oder grüßte, woraufhin sie verwirrt, einfältig und vage lächelnd dastand und dadurch eine für beide peinliche Situation schuf, und diese aufzulösen, indem sie das Guten Tag, das Wie geht's einfach und scheinbar natürlich erwiderte, darauf kam Clarisse Rivière in ihrer leichten Verstörung dann nicht.

Genau das, ihre Unfähigkeit, auf den Vornamen Clarisse zu reagieren, hatte sie begreifen lassen, daß sie Malinka war, sobald sie in den Zug nach Bordeaux stieg.

Sie wußte, sie hätte sich sofort umgedreht, wenn jemand sie mit diesem Namen angesprochen hätte, wenn jemand ihr Gesicht gesehen oder von weitem ihre zierliche Gestalt, ihren stets etwas unsicheren Gang erkannt und gerufen hätte: Hey, Malinka, hallo.

Das konnte nicht passieren – aber war das wirklich sicher?

In einer inzwischen weit zurückliegenden Zeit, in einer anderen Stadt, einer anderen Gegend, da hatten Mädchen und Jungen sie Malinka genannt, denn sie kannten

sie unter keinem anderen Namen, und sie hatte sich damals auch selbst noch keinen anderen zugelegt.

Es war nicht unmöglich, daß eines Tages eine Frau ihres Alters auf sie zukäme und mit freudiger Überraschung fragte, ob sie nicht jene Malinka aus ihrer Vergangenheit sei, aus jenem Collège in jener Stadt, deren Namen und Aussehen sie, Clarisse, vergessen hatte.

Und Clarisse würde nicht anders können, als zu lächeln, nicht vage, sondern selbstbewußt und unerschrocken, und sie würde weder verwirrt noch einfältig dastehen, obwohl sie die Frau, die da vorgäbe, sie als Malinka gekannt zu haben, ihrerseits mit Sicherheit nicht erkennen würde.

Aber sie würde ihren Vornamen erkennen und die Art, wie seine letzte Silbe in der Luft hing und eine Spur von Versprechungen, von glücklicher Erwartung und heiler Jugend hinter sich herzog, und deswegen käme es ihr zunächst vor, als hätte sie keinerlei Grund, Verlegenheit aufkommen zu lassen zwischen sich und dieser ehemaligen Schulkameradin, an die sie keinerlei Erinnerung hätte, deswegen würde sie sich bemühen, ihrem Gesicht einen erfreuten Ausdruck zu verleihen, gleich dem ihres Gegenübers, bevor ihr einfiele, welche Gefahr für sie darin lag, wieder zu Malinka zu werden, und sei es nur gelegentlich.

Sie wagte nicht daran zu denken, was sie dann würde tun müssen.

Dieser Frau plötzlich den Rücken zu kehren, das Gesicht zu verziehen und Unverständnis zu markieren, das überstieg bei weitem alles, was sich die auf Biegen und Brechen neutrale Clarisse Rivière an schüchternen Ver-

stößen gegen das Gebot der Höflichkeit, der Liebenswürdigkeit vorstellen konnte.

Sie saß im Zug und schaute starr auf die Fensterscheibe, auf das Korn und die leichten Kratzer des Glases, das ihr Blick nicht durchdrang, so daß es ihr schwergefallen wäre, die Landschaft zu beschreiben, durch die sie seit so vielen Jahren einmal im Monat morgens hin-, abends zurückfuhr, und sie zitterte bei der Vorstellung, jemand könnte sie als Malinka ansprechen und sie müßte sich geschickt dazu verhalten.

Dann schweiften ihre Gedanken ab, sie vergaß allmählich den Grund ihres Zitterns, auch wenn das Zittern blieb und sie nicht wußte, wie sie es abstellen sollte, bis sie es schließlich undeutlich auf das Rattern des Zuges zurückführte, das unter ihren Füßen, in ihren Muskeln, in ihrem müden Kopf den Vornamen skandierte, den sie liebte und haßte, der ihr zugleich Angst und Mitleid einflößte, Malinka, Malinka, Malinka.

Als ihre Tochter Ladivine noch klein war, war es für sie nicht immer einfach gewesen, auf diese Weise heimlich nach Bordeaux zu fahren, einen Teil des Tages dort zu verbringen und so früh zurückzukommen, daß niemand mißtrauisch wurde.

Aber sie hatte es immer geschafft.

Sie empfand darüber weder Stolz noch Scham.

Sie hatte getan, was sie tun mußte, sie würde es bis zum Tod der einen oder der anderen weiter tun, und sie hatte dafür alles aufgeboten – sie wußte, es war nicht viel –, was sie an Intelligenz, an Findigkeit, an taktischem Vermögen besaß.

Manchmal hatte sie geglaubt, überhaupt keine dieser

Fähigkeiten zu besitzen oder sie mit der Zeit verloren zu haben, und doch war es ihr gelungen zu mobilisieren, was sie nicht hatte, um eine sichere und der Situation angemessene Routine zu entwickeln.

Aber sie empfand darüber weder Stolz noch Scham.

Wie ein Tier tat sie, was sie tun mußte.

Sie hatte in dieser Sache keinerlei Meinung, kein Gefühl, nur die sture, unerschütterliche, gleichsam eingeborene Überzeugung, ihr obliege die doppelte Verantwortung, so zu handeln und dies geheimzuhalten.

Und wenn sie in Bordeaux angekommen war und zu Fuß bis ins Viertel Sainte-Croix ging, jedesmal durch dieselben Straßen, immer auf derselben Straßenseite, so waren es nicht so sehr die Erfordernisse der Geheimhaltung als vielmehr die selbstaufgelegte Pflicht, niemals wankend zu werden, die sie daran hinderte, ein Taxi zu nehmen oder später die Straßenbahn, wo regelmäßige Fahrgäste sie mit der Zeit hätten wiedererkennen, ansprechen, nach ihrem Ziel fragen können, woraufhin Clarisse Rivière, die in dieser Stadt im Geiste Malinka war und unfähig, auch nur das geringste zu erfinden, nichts anderes hätte antworten können als die Wahrheit.

»Ich gehe meine Mutter besuchen«, hätte sie geantwortet.

Es war undenkbar, daß irgend etwas sie dazu bringen sollte, einen solchen Satz auszusprechen.

Es käme ihr vor, als wäre sie da gescheitert, wo ein Scheitern weder vergeben noch vergessen noch in einen bloßen Fehler verwandelt werden könnte, nämlich in der Bestimmung ihres ganzen Lebens, das keinen ande-

ren Sinn hatte, so dachte sie ebenso schemenhaft wie unerbittlich, als vor aller Welt zu verbergen, daß Clarisse Rivière Malinka hieß und Malinkas Mutter nicht tot war.

Sie bog in die dunkle Rue du Port ein, blieb vor dem Haus mit den schwarzen Mauern stehen, schloß mit ihrem Schlüssel auf und öffnete dann im feuchten Flur die Wohnungstür.

Ihre Mutter wußte zwar über ihr Kommen Bescheid, da Clarisse Rivière sie an jedem ersten Dienstag im Monat besuchte, empfing sie aber jedesmal mit der gleichen gespielten, betont sarkastischen Überraschung: »Ach, da ist ja endlich meine Tochter!«

Und Clarisse Rivière ärgerte sich schon lange nicht mehr darüber, denn sie verstand, daß ihre Mutter, diese verletzte Frau, auf diese Weise zum Ausdruck brachte, was letztlich doch Zuneigung, ja Zärtlichkeit ihr gegenüber sein mußte, ihr, Malinka, die in einem anderen Leben einen anderen, ihrer Mutter unbekannten Vornamen trug.

Malinkas Mutter wußte nichts von Clarisse Rivière.

Aber sie war nicht so verloren, daß ihr nicht klar gewesen wäre, daß sie nichts wußte. Sie tat, als würde sie nichts davon ahnen, daß ihre Tochter Malinka jeden ersten Dienstag im Monat aus einem geordneteren, weniger einsamen Leben zu ihr kam als dem, das sie ihr vor langer Zeit einmal andeutungsweise beschrieben hatte und in dem sie nur nebenbei zu leben und zu arbeiten schien, mit dem alleinigen Ziel, einmal im Monat ihre Mutter besuchen zu können.

Clarisse wußte, wenn ihre Mutter so tat, als lasse sie

sich von ihr täuschen, wenn sie nicht versuchte, mehr zu erfahren, und wenn sie manchmal sogar den Eindruck vermittelte, als wolle sie keinesfalls aufgeklärt werden, dann deshalb, weil sie die Gründe des Geheimnisses verstanden und akzeptiert hatte.

Daß sie diese verstanden hatte, mochte ja sein, aber warum und wie hätte sie sie akzeptieren sollen?

Oh, diese stumme Ergebenheit ihrer Mutter gegenüber etwas, das sie hätte empören müssen – Clarisses ganzes Leben würde nicht genügen, um ihr dafür Dankbarkeit entgegenzubringen, eine von Verzweiflung und Groll getrübe Dankbarkeit, und um sie zu sühnen.

Und doch war sie es sich schuldig, so zu handeln.

Das ließ sich weder erklären noch rechtfertigen oder verzeihen.

Daß ihre Mutter, nachdem sie verstanden hatte, durch den Schmerz und die entsetzliche Bitterkeit eines solchen Verständnisses, das mit niemandem geteilt werden konnte, zu einer schwierigen, zänkischen und launenhaften, oft verletzenden Frau geworden war, genügte Clarisse Rivière nicht.

Sie hätte gewünscht, sie wäre noch schwieriger, sie wäre voller Haß und Empörung.

Aber die Sache selbst konnte nicht gesagt werden.

Allein die schlechte Laune, der beißende Groll konnten davon Zeugnis ablegen, und auch das nur in dem Maß, in dem diese Bitterkeitsbekundungen sich nicht zu sehr den Worten annäherten, die nicht gesagt werden durften.

Clarisse Rivière hatte manchmal das Gefühl, diese Worte würden sie, wenn sie sie aussprächen, alle beide töten –

sie selbst, weil das, was sie getan hatte, was zu tun sie als Aufgabe und Pflicht empfunden hatte, nicht entschuldigbar war, und ihre Mutter, weil zu der Demütigung, derart behandelt worden zu sein, die Demütigung hinzukäme, es gewußt und hingenommen zu haben, wenn auch voller Zorn und Ressentiment.

Diese Worte würden sie beide töten, dachte Clarisse Rivière manchmal.

Und wenn das nicht der Fall wäre, wenn sie sie überlebten, würden sie sich jedenfalls nie mehr wiedersehen können.

Und das fürchtete Clarisse Rivière mehr als alles andere: gezwungen zu sein, auf ihre Besuche zu verzichten, auch wenn diese ihr nur eine zwiespältige Freude verschafften, ein Gefühl voller Schmerz und Unzufriedenheit.

Sie trat in das Zimmer, in dem ihre Mutter am Fenster stand, wo sie nach ihr Ausschau gehalten und sie auf dem schmalen Gehweg hatte ankommen sehen, und sich nicht mehr bemühte, ihr kunstreich Überraschung vorzuspielen.

Sie täuschte diese nur noch träge, halbherzig vor, vielleicht mit einem allgemeineren Überdruß an jeder Form von Theater, an diesem Spiel, in dem sie beide für alle Zeit gefangen waren.

Clarisse spürte das Ausmaß dieses Überdrusses jedesmal und war darüber kurz beunruhigt.

Sie dachte auch zuweilen, daß sie nun beide, nachdem sie im Geiste jede für sich die vielfältigen Schichten des Schweigens und der Scham durchlaufen hatten, die sie nicht etwa trennten, sondern einhüllten, zu einer Art

von Aufrichtigkeit gelangt waren, sofern denn Aufrichtigkeit Elemente von Schauspielerei enthalten kann.

Es war, dachte sie manchmal, als sähen sie sich klar und deutlich durch ihre Masken hindurch und wüßten zugleich, daß sie diese niemals abnehmen würden.

Denn die nackte Wahrheit konnte es nicht dulden, angeschaut zu werden.

»Ach, endlich, meine Tochter«, säuselte Malinkas Mutter, und Clarisse Rivière ärgerte sich nicht mehr darüber, sie antwortete mit einem Lächeln in zwei Takten, wie sie es nirgendwo sonst zeigte, zugleich zärtlich und vorsichtig, breit und plötzlich zurückgenommen.

Sie umarmte ihre Mutter, die klein war, zierlich, wohlgestaltet, und die wie sie selbst feine Knochen, schmale Schultern und lange, dünne Arme hatte, ein Gesicht mit gedrängten, wenig hervortretenden Zügen, auf vollkommene und doch diskrete, kaum sichtbare Weise hübsch.

In der Gegend, wo Malinkas Mutter geboren war, wo Clarisse Rivière nie gewesen war und nie hinreisen würde, von der sie sich aber, verstohlen und voller Unbehagen, im Internet ein paar Bilder angeschaut hatte, hatten die Menschen die gleichen Züge, zart, im Gesicht zusammengezogen, als drohten sie sonst auseinanderzufallen, und die gleichen langen Arme, an der Schulter fast ebenso fein wie am Handgelenk.

Und daß ihre Mutter die körperlichen Merkmale einer ganzen Ahnenreihe geerbt und sie dann an ihre Tochter weitergegeben hatte (die Gesichtszüge, die Arme, die Langgliedrigkeit und, Gott sei Dank, nichts weiter), hatte Clarisse Rivière früher vor Zorn ganz benommen gemacht, denn wie sollte man auf Dauer davonkommen,

wenn man derart gezeichnet war, wie vorgeben, nicht zu sein, was man nicht sein wollte, was nicht sein zu wollen man aber doch berechtigt war?

Doch auch der Zorn war von ihr abgefallen.

In all den Jahren war Clarisse Rivière nie entlarvt worden.

Und so war mit zunehmendem Alter auch der Zorn von ihr abgefallen.

Denn die Malinka in Clarisse war nie aufgespürt worden.

Ihre Mutter wohnte in einem einzigen, zum Teil von Clarisse Rivière bezahlten Zimmer im Erdgeschoß, das durch ein schwarzes Gitter am Fenster vor möglichen Einbrechern geschützt war.

Untadelig gepflegt, jeden Tag mit manischer Emsigkeit und Sorge abgestaubt und geputzt, war das Zimmer vollgestopft mit altmodischen, zusammengewürfelten Möbeln und Gegenständen, deren buntes, lackglänzendes, extravagantes Nebeneinander auf so engem Raum aber letztlich eine nicht gesuchte, sondern warmherzige Wunderlichkeit ausstrahlte, etwas beinahe Aberwitziges, worin sich Clarisse Rivière, wenn auch widerstrebend, ganz wohl fühlte.

Sie setzte sich in einen mit Prägesamt bezogenen Sessel, auf dessen Armlehnen Spitzendeckchen lagen, während ihre Mutter steif stehenblieb, voller Mißtrauen und Abwehr, die grundlos geworden waren, Überreste einer früheren Haltung, die durch die damaligen Umstände bedingt gewesen war, als Clarisse Rivière versucht hatte, sich ihrer Pflicht, ihrer Bestimmung zu entziehen – oh, es tat ihr weh, daran zurückzudenken: Sie hatte versucht,

nichts mehr mit Malinkas Mutter zu tun zu haben, und das war sehr schlecht von ihr gewesen.

Ihre Mutter wußte, daß sie nicht mehr zu befürchten hatte, gemieden und verlassen zu werden, aber wenn Clarisse Rivière zu Besuch kam, verharrte sie in den ersten Momenten stets in der Haltung einer Wärterin, sie tat, als würde sie ihre Tochter bewachen, die ihr womöglich immer noch entkommen wollte, zog sich jedoch in Wirklichkeit auf eine sture, ungerechtfertigte Weigerung zurück, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen, denn ihr lag daran, vor ihnen beiden als die dramatische Figur der auf ewig verletzten Würde dazustehen.

Das war nicht nötig, dachte Clarisse Rivière, das war nie nötig gewesen.

Sie wußte so gut wie ihre Mutter, daß die Schmach da war, um sie herum, in der bloßen Tatsache, daß Malinka ihre Mutter heimlich besuchte, weil sie es so entschieden hatte und weil man hinter den Skandal einer solchen Entscheidung, war sie einmal gefällt, nicht mehr zurückkonnte.

Die Schmach konnte nicht vergessen werden, und es war nicht nötig, sie durch ein Mienenspiel, durch ein bestimmtes Schweigen zu bekunden, das ausdrucksvoll sein sollte, die Schmach jedoch mit einem etwas herabwürdigenden Pathos befleckte.

So dachte Clarisse Rivière, spürte jedoch zugleich, wie ihre Zärtlichkeit answoll, wenn sie sah, wie ungeschickt ihre Mutter ihre Listen einsetzte, um größer zu erscheinen, als sie es sein konnte.

Denn Clarisse Rivières Mutter war nur eine arme Frau, der die kleinen Freuden eines gewöhnlichen Lebens gut

entsprochen und genügt hätten und der man es nicht vorwerfen konnte, auf der Bühne, auf die ihre Tochter sie gezwungen hatte, nicht immer genau die richtigen Gesten zur Verfügung zu haben.

Sogar sie selbst, Clarisse Rivière, war manchmal gestrauchelt.

Es war vorgekommen, daß sie auf dem Sessel in Tränen ausgebrochen war, in plötzliches, heftiges Schluchzen, scheinbar ausgelöst durch einen Wortwechsel mit ihrer Mutter, in Wirklichkeit jedoch durch einen jähen Angriff ihres Gewissens.

Wie kann man so leben? fragte sie sich dann auf einmal. Hätte es nicht anders sein sollen?

Aber immer und sogar, wenn sie weinte, kam ihr alter, unbeugsamer, dumpfer Wille wieder hoch, um sie daran zu erinnern, daß die Dinge waren, wie sie sein sollten, und dieser blinde, verstockte Wille, diese wilde Entschlossenheit aus ihrer Jugend waren von solcher Zuversicht, daß Clarisse Rivière nie befürchtet hatte, eine Schwäche könnte sie davon abbringen.

In diesen Augenblicken waren es allein die Gesten, die nicht stimmten.

Sie sah sich schluchzend im Sessel sitzen und fand sich erbärmlich, sie empfand sich als rührselige Alte und übertriebene Schauspielerin wie ihre Mutter, doch für sie selbst gab es keine Entschuldigung.

Und dann ging es vorüber. Sie vergaß den Moment der Schwäche.

Sie behielt nichts davon zurück als die etwas erstaunte Erinnerung an ein Erwachen dieser Hartnäckigkeit, die ihr Herr und Meister war und die zu verraten sie sich

nicht vorstellen konnte. Warum diese Macht tief in ihrem Inneren ins Wanken geraten war, das vergaß sie schließlich wieder.

An jedem ersten Dienstag im Monat bekam Malinkas Mutter genug Geld, um bis zum nächsten Besuch einkaufen gehen zu können, dazu ein kleines Geschenk, ein Fläschchen Eau de Cologne, ein Räuchergefäß, ein Geschirrtuch aus echtem Leinen, denn sie liebte Dinge und Überraschungen, und Clarisse Rivière machte sich viel Mühe, all dies zu finden, denn sie konnte sich nicht dazu durchringen, ihr nur einen schnöden Geldumschlag mitzubringen.

Dann setzten sie sich in der winzigen Küche an den Tisch und aßen, was ihre Mutter tags zuvor gekocht hatte, einen Kalbsbraten Marengo oder ein Hachis Parmentier oder mit Entenconfit gefüllten Kohl, wobei nur ihre Mutter redete und erzählte, was sie im letzten Monat gemacht und welche paar Bekannte sie im Alte-Damen-Club des Viertels getroffen hatte, und es spielte zwischen ihnen keine Rolle mehr, daß Clarisse Rivière von ihrem Leben nichts erzählen und ihre Mutter sie nichts fragen konnte.

Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte Malinkas Mutter, wenn sie mit ihrem Bericht fertig war, etwas verstört und mit leicht offenem Mund dagesessen und schmerzlich und flehend, wenn auch hoffnungslos und ergeben in Clarisse Rivières Gesicht gestarrt, das indes so kalt, so hart wurde, daß ihre Mutter die Augen niederschlug.

Dann senkte sich eine dichte, schmerzliche Stille zwischen sie, bis Malinkas Mutter mit einer neuen Ge-

schichte anfang, irgendeine, eine schon erzählte Belanglosigkeit, und Clarisse Rivières Gesicht allmählich wieder wurde, was es war, das schöne, sanfte, zärtliche, etwas abwesende Gesicht, das Malinkas Mutter kannte und liebte und dessen Züge ihren eigenen glichen.

Zu solchem Taumel, zu solch sinnlosen und mißtönenden Erwartungen ließ sich ihre Mutter nun nicht mehr hinreißen.

Sie blickte nur noch selten zu Clarisse Rivières feinem, fast unverbrauchtem Gesicht auf, denn sie wußte, sie würde es jetzt immer von einer glatten, distanzierten und zurückhaltenden Güte durchdrungen finden, die ihr eigenes gequältes, vor Nervosität ganz zerknittertes Gesicht nicht hatte.

Sie fragte nichts mehr, erwartete nichts.

Selbst ihre Erregung war nur eine Nachwirkung aus früheren Zeiten, als sie noch darauf brannte zu erfahren, wie ihre Tochter Malinka lebte, als sie sich verzweifelt danach sehnte, es herauszufinden, und sich noch nicht eingestehen konnte, daß sie es nie wissen würde.

Inzwischen hatte Clarisse Rivière das Gefühl, ihre Mutter wolle gar nichts mehr wissen, es sei zu spät, und das Gleichgewicht zu zerstören, das sie im Schweigen und in der Ungewißheit schließlich gefunden hatte, wäre ihr nur von zweifelhaftem Nutzen.

Denn sie kannte ja nicht einmal die Existenz von Richard und Ladivine – was hätte es ihr jetzt gebracht, Fotos ihrer erwachsenen Gesichter zu sehen, Gesichter von Fremden, die nichts von ihr wußten?

Wären ihr diese lächelnden, dem Leben zugewandten Gesichter, die sich nicht im geringsten um sie, Malinkas